

Rede von Kulturstaatssekretär André Schmitz zur Ausstellungseröffnung „Berlins vergessene Mitte – Stadtkern 1840 – 2010“ am 20. Oktober 2010 in der Nikolaikirche

Sehr geehrte Frau Dr. Nentwig,  
Liebe Kollegin Lüscher,  
Meine verehrten Damen und Herren

ich begrüße Sie sehr herzlich zur Eröffnung dieser - wie ich finde – sehr wichtigen Ausstellung. Mit dem durchaus provokanten Titel "Berlins vergessene Mitte – Stadtkern 1840 – 2010" mischt sich die Stiftung Stadtmuseum Berlin in eine bereits seit längerem geführte öffentliche Debatte ein: Wie soll die Zukunft des Areals vor dem Roten Rathaus aussehen? Eine Frage, die Politiker, Stadtplaner, Architekten, Bürger und Gäste der Stadt gleichermaßen bewegen muss. Denn es geht bei der inneren Mitte Berlins um einen urbanen, das Erscheinungsbild Berlins maßgeblich prägenden Ort. Er ist zugleich städtischer Lebensraum, aber auch Anziehungspunkt für Gäste aus aller Welt, die ihre Eindrücke in ihre Heimatländer mitnehmen. Spricht das Gelände zwischen Rotem Rathaus, Alexanderplatz, Karl-Liebknecht-Straße und dem künftigen Humboldt-Forum wirklich in seiner jetzigen Form für das facettenreiche Berlin? Ist es vermessen zu fragen, ob uns nicht gerade an diesem so geschichtsträchtigen Ort die in vielem so dramatische Geschichte Berlins in anderer baulicher Gestalt begleiten könnte als es jetzt der Fall ist? Muss auf Dauer ein Zustand akzeptiert werden, der Produkt *einer* bestimmten städtebaulichen Auffassung ist. Immerhin geht es um nicht weniger als den Geburtsort unserer Stadt. Ich denke daher, dass wir uns immer wieder neu fragen müssen, wie wir die Stadt lebenswert und attraktiv gestalten, auf welche Werte wir uns im Städtebau berufen und welche historischen Bezüge und Perspektiven wir wählen, um auch die Geschichte der Stadt "lesbar" zu halten? Wir alle aber können nur entscheiden, wenn wir wissen, was wo einst war. Es geht um nichts weniger als um unser historisches Erbe. Und das ist für mich auch eine Frage der Lebenskultur in dieser Stadt.

Meine Damen und Herren,  
Viele Bürger erleben das aktuelle Zentrum Berlins als *horror vacui*, als *tabula rasa* von Kriegsfolgen und ideologischer Plattmacherei. Andere würdigen hier den Gestaltungswillen der DDR-Planer, eine moderne weiträumige Metropole zu entwickeln.

Wenn aber Zukunftsvisionen für diesen Bereich entworfen werden, überschlägt sich die Phantasie. Beim Ideen-Brainstorming 2010, beauftragt von meiner Kollegin Lüscher, gab es auch den berüchtigten Badewannen-Vorschlag – und ein paar andere Vorstellungen, die suggerieren, das Herz der Stadt müsse radikal neu erfunden werden. Der Architekt Bernd Albers kritisierte, hier werde der „sowieso schon leere Raum“ noch weiter entleert. Als bekennender Romantiker des 21. Jahrhunderts sage ich aber: Ich möchte keine Mondlandschaft, sondern eine Stadt, die mir von sich erzählt.

*Mit der Mitte-Diskussion ist das Mittelalter zum Stichwort Berliner Stadtplanung geworden; ein – für Nicht-Historiker wie mich – eher angestrebter Brückenschlag. Denn unsere geläufigen Berlin-Bilder beziehen sich auf das 18., 19. und 20. Jahrhundert. Zur Mittelalter-Terminologie gehört aber auch der Rückgriff auf versunkene Namen wie: Klosterviertel, Marienviertel, Heilig-Geist-Viertel,*

*Nikolaiviertel. Die meisten von uns haben allerdings beim Wort Mittelalter vor allem Klischees im Kopf.*

*In Berlin denken wir immerhin an die Marienkirche, neben der ein steinernes, löchriges Sühnekreuz steht: das die Berliner aufstellen mussten, weil sie 1324 den Probst von Bernau erschlagen hatten. Gegenüber, auf dem Neuen Markt, fand noch zu Lebzeiten Luthers, 1510, ein Hostienschändungsprozess statt, der mit der Hinrichtung von 41 Juden vor dem Stadttor und der Ausweisung ihrer Glaubensgenossen endete. Diese Art von Mittelalter will bestimmt niemand neu inszenieren.*

Es geht auch nicht darum, Alt-Heidelberg zu rekonstruieren. Es geht vielmehr darum, eine Vorstellung von unserer Stadt zu entwickeln, die über ihre Funktionalität, Strukturraster, Fassadenführung, Verkehrslenkung, architektonische Ästhetik hinausgeht. Namen der Viertel von Gestern sind verbunden mit Personen, die dort lebten und wirkten und deren Namen uns von unserer Stadt erzählen.

Das legendäre Berlin in unseren Köpfen mag die expandierende Metropole des 19. und 20. Jahrhunderts sein: Diese scheinbar vertrauten Großstadt-Konturen hängen jedoch zusammen mit den vorherigen Geschichten der noch früheren Stadt. In den Zusammenhängen begegnen uns Personen. Auch sie geben der Stadt, für deren Gestern, Heute, Morgen wir uns begeistern, ein Gesicht.

Meine Damen und Herren,

lebendige Erinnerung definiert Spielräume für den planerischen Umgang mit der Stadt von morgen. Vielleicht war es Zufall, dass die einst wenig angesehene Rosenstraße, vormals Huren-Quartier, später Synagogen-Standort, von den City-Planierungen der Nachkriegszeit nicht weggewischt wurde.

Heute – nachdem die Zivilcourage jener Frauen, die hier 1943 ihre jüdischen Ehemänner vor der Deportation retteten, zu einer herausragenden Widerstandsüberlieferung geworden ist – käme die Ausradierung dieser Straße oder die Änderung ihres Namens einer Negation des Gedenkortes gleich. Kein Stadtplaner würde sich das momentan trauen. Anders ist es der Bischofstraße ergangen, deren Namen auf episcopale Amtswohnungen zurückgeht, die auf dem Terrain der heutigen Fernsehturm-Umbauung lagen. Diese Straße nahe dem heutigen Standort des Neptun-Brunnens, in der die Seidenmanufaktur des Philosophen Moses Mendelssohn stand, in der es im 19. Jahrhundert zwei jüdische Schulen und eine Talmud-Thora-Schule, noch in den 1930er Jahren zahlreiche jüdische Textilfirmen gab, hat bei ihrer Beseitigung 1969 keine Lobby gehabt. Wo die kirchlich-kulturellen Hintergründe für einen Quartiersnamen, der den Heiligen Geist oder St. Marien zitiert, ziemlich fremd geworden sind, sprechen Biographien ehemaliger Bewohner uns an. Zum Heilig-Geist-Viertel gehört die Burgstraße, in der im 18. Jahrhundert das Palais des Hoffinanziers Daniel Itzig stand, später die Börse; wo im 19. Jahrhundert zeitweise Theodor Fontane lebte und der kleine Max Liebermann.

Besonders deutlich zeigt sich am Anwohner-Personal der 700 Meter langen Spandauer Straße, eine Ecke weiter, wie in diesem Quartier Geschichten der letzten Jahrhunderte in unsere Gegenwart übergehen.

Im Haus Nr. 40, ehemals Apotheke zum „Weißen Schwan“, arbeiteten der Chemiker Martin Heinrich Klaproth und später der Lehrling Theodor Fontane. In dieser Straße wurde Rahel Varnhagen geboren, Giacomo Meyerbeer wuchs hier auf, Henriette Herz führte einen Salon, die Schokoladenfirma Hildebrand expandierte, die Dichter Gleim, Kleist und Ramler hatten hier ihre Wohnung.

Einen besonderen Schnittpunkt und Fokus der Ausstrahlung in Folge-Epochen bildete das Haus Nr. 33 - heute die Freifläche Nr. 68 an der Ecke Karl-Liebknecht-Straße: Hier berühren sich die Ursprünge des Berliner Pressewesens, der Berliner Aufklärung und der deutsch-jüdische Geschichte. Der Publizist und Aufklärer Christlob Mylius und sein Cousin Lessing sowie der Verleger Nicolai haben hier logiert. Danach lebte in Nr. 33 / 68 deren Freund Moses Mendelssohn mit seiner Familie, welcher hier wiederum Ratsuchende und Freunde aus vielen Milieus und Konfessionen empfing.

Ich bin sehr dafür an dieses einzigartige Haus der Aufklärung mit einem Denkmal zu erinnern, das der israelische Bildhauer Micha Ullman gestalten soll.

Unsere Antwort auf die Frage, an wen uns Berlins steinerne Geschichtsschreibung erinnert, dürfen wir nicht dem Zufall überlassen. Wir brauchen keine historisierenden Puppenstuben. Aber wir brauchen lebendige Erinnerungsräume zur Vergewisserung des Zusammenhangs, in dem wir leben. Das geht nur in der Verbindung mit Wohnen, Gewerbe und öffentlichen Begegnungsräumen. Die Aufmarschplätze des vergangenen Jahrhunderts überfordern das Individuum und das Kollektiv. Urbanes Leben braucht offene Räume mit der Option geschützter Kommunikation. Dabei geht es nicht um die Reproduktion historischer Parzellen oder Schnörkel, sondern um jene kritische Rekonstruktion der alten Mitte, die aus der Inspiration vormaliger Strukturen moderne Dramaturgie und adäquate Formen entwickelt. Ein solches bereits realisiertes Experiment in einem anderen Quartier – ich meine das Projekt der Stadthäuser am Friedrichswerder - provoziert zwar weitere Fragen, wirkt aber doch ermutigend.

Die für mich entscheidende Grundfrage ist jedoch: Lassen wir uns herausfordern, die alte Stadt neu zu lesen – oder wird die Festplatte City radikal neu formatiert?

Mein Plädoyer sollte klar geworden sein: Ich bin sehr dafür, an die vergessene Mitte neu zu erinnern. Ohne Romantisierung und falsche Idylle. Und ohne soziale Exklusion. Hier in Mitte, wo die Interessen schon immer schmerzhaft aufeinander gestoßen sind, schlug das Herz Berlins. Und dieses Herz der Stadt ist alles – aber keine Leerstelle. Erst recht keine, die mit Wasser gefüllt werden müsste.

Danke